

(Nachdruck verboten.)

6] Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bock.

Warum hatte sie nicht die Wahrheit gesprochen?

„Ja, Vater, ich hab was mit dem Fried. Dessentwegen is mir Unrechts zwischen uns passiert. Ich sein ihm gut, und dadran halt ich unzerbrochenlich.“

Hintennach hatte sie gut schwäsen. Wie's darauf ankam, war sie wie auf den Mund geschlagen. Freilich den Widermut des Vaters zu brechen, dazu war sie nicht stark genug.

Als Kind war man sehend blind und ahnte nicht, wie der Wind blies in der Welt. Später fiel's einem wie Schuppen von den Augen. Man brauchte sich bloß im Dorf umzusehen. Wie viel Haß und Hader waren da unter den Leuten, wie viel Herzweh in erzwungener Eheschaft. Satten sich aber wirklich zwei gern, kamen sie nicht zusammen.

Was konnte der Fried dafür, daß sein Vater ein Windflügel war? Brachte er sich nicht mit Ehren durch die Welt? War er nicht die Brabheit selbst? Weil er sich nirgends vordrängte und nicht leicht aus sich herausging, glaubten viele, er sei von Dumbbach. Sie kannte ihn besser: er war grundgescheit. Wenn er so über allerhand Sachen diskurierte, brannten seine Augen affkurat wie zwei Lichter. Wunderbarlich anzuschauen. Dann mußte sie immer denken: an dem ist ein Studierter verloren gegangen. So verummelt er auch vor den Leuten war, bei ihr schloß er alle Schublade auf, daß sie in ihn hineingucken konnte. Und sah sein säuberlich aus wie im Glasschrank in der Stube. In ihrer Einfachheit spürte sie wohl: der Fried und die andern Burschen im Dorf waren unterschiedlich wie Kuchen von Weizen- und Gerstenmehl. Ja, sein war er, fast zu fein. Riefen sie hinter ihm her:

„Schneidergeiß,
Nach die Supp heiß,
Kriech untern Tisch,
Such Flederwisch,
Nach mä, mä, mä!“

steckte er's ruhig ein. Er hatte eben keine Galle. Ihr wär's lieber gewesen, er hätte den Spöttern die Faust unter die Nase gehalten. Gleichviel, sie nahm ihn, wie er war, denn sie hatte ihn gern.

Eins nur begriff sie nicht. Der Fried hatte keinen Sinn für die Feldwirtschaft. Und war doch auf dem Land groß geworden. Sie war mit ihres Vaters Eigentum verwachsen, war stolz auf sein Vieh, seine Aeder und Wiesen. Wenn sie in der Feiertagsstille über das Gelände schritt und sah, wie schön alles stand, schwoll ihr das Herz vor Freude. Der Bauer, der den Boden behaute, ernährte die Welt. Wäre der Bauer nicht, müßten die Menschen Hungers sterben. Es war doch etwas Großartiges, ein Bauer zu sein.

In die Wirtschaft des Vaters hatte sie vollen Einblick. Was er in die Hand nahm, glückte ihm. Trotz alledem schaute er oft so betrüblich aus. Redsprächtig war er nicht, und sie hätte sich nimmer unterstanden zu fragen, was ihn eigentlich drückte. Wohl konnte sie sich's erklären. Er mochte an künftige Tage denken. Wie's werden sollte, wenn er die Augen einmal schloß. Vor mehr als hundert Jahren hatte sein Urahn über die Tür des Hauses geschrieben:

„Auf die Erde bau ich,
Auf den Himmel trau ich.“

Kind und Kindeskind hatten auf dem Hof ihre Heimstatt gehabt. Nun war kein Sohn da, das Gut zu halten. Am Ende blieb nichts übrig, als alles zu verkaufen. Das schnitt ihr selbst ins Herz. Einem hätte sie den Einfluß gegönnt: dem Fried. Ach Gottchen! Der war ein armer Schlucker und obendrein kein Bauer.

Der Vater hatte schon viel verdoktert. Kürzlich war er beim Säuhirtelkarl gewesen, der hatte ein dickes Buch, in dem die meisten Krankheiten standen. Das brauchte er bloß aufzuschlagen und sagte jedem auf den Kopf, was ihm fehlte. Er hatte dem Vater ein Tränkechen gegeben. Das nahm er heimlichweise. Sie merkte es aber doch. Der Vater war halt kein gejunder Mann. Manchmal „drenste“ er nachts so laut, daß sie's in ihrer Kammer hörte. Deht hatte er gar

gerufen: Mariann, Mariann! Zitternd war sie aus dem Bett gesprungen, nach ihm zu gucken. Er lag aber ruhig und schlief. Es hatte ihm wohl von ihr geträumt. Der Gedanke ließ sie nicht los: er traute ihr nicht von wegen dem Fried und machte sich Sorgen deshalb. Seine Aufgebrachtheit — das wußte sie — galt weniger ihrem Schatz als dessen Vater, dem Kalmud. Mit so einem Lapppländer verpöppt zu sein, das hätte sein Stolz nicht ertragen. Sie mußte selbst sagen, ein Bläsier war's nicht. Dem Fried zulieb hätt' sie's auf sich genommen. Und doch, wann's passiert wäre, daß der Tod an ihrem Vater seine Tür geklopft hätte, daß er mutterallein und in Zwietracht mit ihr gestorben wäre, Jesus im Himmel! sie hätt's nicht verwunden.

Sonntag war's ihr seltsam in der Kirche ergangen. Der Pfarrer hatte über die Worte der Schrift gepredigt: „Ehre deinen Vater von ganzem Herzen und vergiß nicht, wie fauer du deiner Mutter geworden bist.“ Von der ersten Stunde der Geburt an hatten die Eltern mit den Kindern Mühe, Last und Verdruß. Daher sollten gute Kinder ihren Eltern Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit erzeigen. Ungehorsame, verstockte Kinder waren dem Herrgott ein Greuel, machten sich zeitlicher und ewiger Strafe schuldig. Während der Predigt war's ihr, als spräche der Pfarrer nur zu ihr. Das war so eine Einbildung. Der Pfarrer stand am Herrgott seiner Stelle. Der Herrgott hatte dem Pfarrer die Befehlnis gegeben, ihr einmal ins Gewissen zu reden.

Mit dem Gewissen war's wie mit dem Auge. Kam in das Auge ein Stäubchen, tränkte es, wurde feuerrot, und man konnte es nur mit Schmerzen öffnen. Hatte man etwas Böses getan, stach einen das Gewissen wie ein glühheißer Bohrer. Und von Angst und Schuld gedrückt, wagte man nicht, die Augen aufzuschlagen. Wie man das Auge rieb, bis das Stäubchen glücklich wieder heraus war, genau so durfte man nicht ruhen, bis man sein Gewissen gereinigt hatte. Und so wahr sie hoffte, dermaleinst die Herrlichkeit des Himmels zu schauen, gelobte sie jetzt, das Lügenwerk in sich zu tilgen und — so hart es ihr fiel — dem Vater zu gehorchen.

6.

In der Stille des Abends schritt der Fried über den Kesselacker dem Donnerwäldchen zu. Der volle Mondschein lag auf dem Talgebirge. Fernab hielten die Basaltkuppen des Gebirges stumme Wacht. Aus dem Wiesengrund stieg ein feiner, weißer Rauch empor. Der ringelte und drehte sich, schnell, immer schneller. Was war das? 's war halt der Nebel. Ja, für gewöhnliche Menschenkinder. Wer aber unter Glockengeläut oder an einem gedoppelten Sonntag geboren war, der gewahrte eine unzählige Schar wunderholder, lichter Wesen. Sie hielten wechselweise die Hände gefaßt und tanzten ihren Reigen. Dazu ertönte eine liebliche Musik.

Der Fried sah und hörte nichts. Ihm zitterte die Erregung nach über den Disput, den er mit der Mutter gehabt. Ihr Rat, sich sein herzensgüldenes Mädchen durch eine Bäuberei zu sichern, hatte ihn in Wut gebracht. Und das mit Zug. Solange er denken konnte, war zwischen ihm und der Mariann nichts vorgefallen, dessen sie sich zu schämen brauchten. Als Kinder hatten sie einmal „Dokterches“ gespielt. Die Mariann babbelte, sie sei sterbenskrank. Er, der Doktor, entschied, zur Strafe für ihre ewige Salzschleuderei habe sie einen Salzstein im Leib. Der müsse geschwind heraus. Darauf ging er ins nahe Gehölz, sich eine Gerte zu suchen, die ihm bei der Operation als Messer dienen sollte. Wie er zurückkam, hatte die Mariann die Kleider abgelegt und lag splitternackend im Gras. Zuerst stand er wie versteinert vor Schreck, dann lief er in großen Sägen davon. Und es dauerte ein paar Tage, ehe er die Scheu vor der Gespielin überwunden hatte und wieder zutunlich war wie vorher. Fortan spielten sie nicht mehr „Dokterches“, wohl aber „Mann und Frau“. Aus Bohnenstangen bauten sie sich eine Hütte und legten Tannenreiser darauf. Traulich hockten sie beisammen. Und die Mariann meinte, sie müßten nun auch Kinder haben. Das leuchtete ihm ein. Und sie holten einen Bleicheimer und gingen zum Pfingstborn, aus dem die Kindfrau die Kinder langte. Auf dem Grund sahen sie's

Kribbeln und Krabbeln. Sie Höpften aber nur klares Wasser und zogen unberichteter Sache ab.

Ueber die Kinderpocken war man hinaus. Die Mariann blinnte mit klaren Augen in die Welt. Er aber lebte inmitten seiner Arbeit als ein Träumer und überließ sich allerlei Vorstellungen, wie er die Mariann sich erobern würde. Dabei machte seine Phantasie die wunderbarsten Sprünge. Einmal brannte des Dozheimers Haus. Mit Hintansetzung des eigenen Lebens trug er die Geliebte aus den Flammen. Unter Tränen hieß ihn der Bauer als Sidam willkommen. Ein andermal sah er sich als Meister sehhaft in der Stadt. Er hatte das Modell zu einem Rod für Budlige erfunden, dessen Rückenteil so kunstvoll geschnitten war, daß man die Auswüchse nimmer sah. Von weit und breit strömten die Budligen herbei, er konnte sich vor Aufträgen nicht retten und wurde ein steinreicher Mann. Und der Dozheimerberg befah seine Schätze und sprach: „Es scheniert mich Dein Vater, der Kalmuck, net mehr, wir können gleich die Breit machen.“

Im Grund war's gut, daß ihn die Mutter mit ihrem Gepläs aus seinen überzwerchen Gedanken einmal ausgerüttelt hatte. Wie sollt's werden mit der Mariann? Diesen Abend wollt er's mit ihr bereden. Das Herumziehen und Heimlichkeit mußte ein Ende haben.

Er beschleunigte seine Schritte und hatte bald das Donnerwäldchen erreicht. Ein schmaler Pfad führte hindurch, wönd den Kronen der Bäume überwölbt. Sie und da rann das Licht des Mondes wie flüssiges Silber durch das Gezweig und zirkelte sich in hellen Lupfen auf dem moosigen Grund ab. Tief aus dem Busch kam ein Nechzen und Stöhnen, just als ging's einem Menschen ans Leben. Traum! 's war nur der Schrei der Gule. Aber wie schauerlich das Klang. Dem Fried lief's kalt über den Rücken, und er war froh, als er den Lindgesborn vor sich sah. Zuch! Da stand die Mariann. Ein Sprung das Gehäng hinunter, und er war bei ihr.

„Su'n Abend!“

„Su'n Abend, Fried.“

„Bart'st schon lang?“

„Noch net lang. Unj' Deut waren in den Wiesen. Un ich hatt' Arbeit bis in die Nacht.“

Sie setzten sich auf die Steinbank, die hier seit undenklichen Zeiten Liebespärdchen einen Ruheplatz hot, und erzählten sich die Erlebnisse der letzten Tage, aber sie zögerten beide, auszusprechen, was ihnen vor allem am Herzen lag. Endlich hob der Fried an: „Mariann, ich muß hau“) emal was mit Dir schwägen.“

„Ich auch mit Dir,“ dachte sie und holte tief Atem.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tuberkulose und Kohlenrauch.

Ueber die Verbreitung der Tuberkulose, dieser verheerendsten Seuche des Menschengeschlechts haben wir erst in allerneuester Zeit zuverlässigen Aufschluß gewinnen können. Die Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Robert Koch mußte vorangehen, bevor es möglich war, die unter so vielen verschiedenen Erscheinungsformen auftretende Krankheit unter all ihren Verkleidungen wiederzuerkennen. Selbst Virchow's großem Forschertalente war es trotz 50-jähriger Bemühungen nicht beschieden gewesen, all das so vielgestaltig sich Darstellende und doch ursächlich Einheitliche in seiner Zusammengehörigkeit zu ergründen. Heute wissen wir, daß eine große Reihe früher mit besonderen Namen benannter Krankheitsfälle nur als besondere Niederlassungsformen oder Entwicklungsstadien der gleichen tuberkulösen Infektion (Ansteckung, Erkrankung) zu betrachten sind. Was sich früher als Geschwulst, als Knochenentzündung, Hautausschlag, mit Genickstarre verbundene Hirnhautentzündung, als strophulöse Anlage, als Lungenschwindsucht oder beim Kinde als Perlsucht darstellte und ganz verschiedenen Krankheitsgruppen zugezählt wurde, das haben wir heute gelernt, auf dem Tuberkelbazillus als die gemeinsame Ursache zurückzuführen.

So erfuhr das Gebiet der tuberkulösen Erkrankungen eine ganz ungeahnte Ausdehnung. Aber selbst diese große Zusammenfassung konnte ein wahres Bild der tatsächlichen Verhältnisse nicht ergeben. Erst durch eine neue Entdeckung Koch's, das bekannnte — in seinem Heilwert freilich immer noch zweifelhafte Tuberkulin — in Verbindung mit sorgfältigen und lange Zeit fortgesetzten Sektionsbeobachtungen wurde volle Klarheit über die Verbreitung des Tuberkelbazillus im menschlichen Geschlechte erbracht. Auch außerhalb des menschlichen oder tierischen Körpers auf künstlich zusammengefügten und unter bestimmten Temperaturverhältnissen aufbewahrten Nährböden können die Tuberkelbazillen eine Zeitlang gedeihen und sich fortpflanzen.

*) Deut.

Dabei gehen bestimmte Giftstoffe aus den Bazillenleibern in die Kulturflüssigkeit über. Das Tuberkulin Koch's ist nun nichts anderes als ein solches mit Glycerin verlegtes konzentriertes Tuberkulosegift.

Spritzt man einem Menschen, in dessen Körper niemals Tuberkelbazillen zur Entwicklung gelangten, selbst ziemlich große Mengen dieses Giftes unter die Haut, so bleibt sein Allgemeinbefinden fast völlig unbeeinträchtigt; jede, sogar die leichteste tuberkulöse Niederlassung aber verrät sich sofort durch lebhaften Temperaturanstieg, d. h. durch Fieber. Zu dieser starken Beeinflussung des ganzen erkrankten Organismus bedarf es aber gar nicht so großer Gaben. Schon bei Verwendung allerfeinsten Giftmengen, denen jede schädigende Wirkung abgeht, macht sich nach vorausgegangener starker Temperaturerniedrigung eine deutliche Temperaturerhöhung bemerkbar. Und so besitzen wir im Tuberkulin ein wertvolles Mittel, ohne erhebliche Gefahr für Leben und Gesundheit eine ganz verborgene Ansiedelung des Tuberkelbazillus mit Sicherheit erkennen zu können. Unter Vermeidung dieses Erkennungsmittels hat sich in einwandfreier Weise dortum lassen, daß zirka 96 Proz. aller Menschen zu irgend einer Zeit ihres Lebens an Tuberkulose erkrankten. Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangte Kägeli bei seinen in Zürich vorgenommenen Sektionen. Keine Leiche eines Menschen, der im Alter von mehr als 30 Jahren gestorben war, wurde frei von Zeichen tuberkulöser Erkrankung gefunden. Im Alter von 18—30 Jahren waren 96 Proz., im Alter von 14—18 Jahren 50 Proz., im Alter von 5—14 Jahren 33 Proz., im Alter von 1—5 Jahren 17 Proz. mit tuberkulösen Herden behaftet.

Nach diesen Feststellungen können wir fast ohne Uebertreibung den oft zitierten Satz aussprechen: „ein bißchen tuberkulös ist schließlich jeder!“ Diese erschreckende Erkenntnis und ihre Grundlagen führten aber einen ungeahnten Trost in ihrem Gefolge. Aus anderen Quellen wissen wir nämlich, daß ungefähr jeder siebente Mensch an Tuberkulose stirbt. Wenn nun aber fast jeder Geborene — die 3 bis 5 Proz. Ausnahmen können kaum ins Gewicht fallen — an Tuberkulose erkrankt, so geht aus der Inbeziehungsetzung dieser beiden Tatsachen zu einander unwiderleglich hervor, daß bei sechs Siebenteilen von allen entweder diese Krankheit so langsam verläuft, daß andere energiereichere sie in dem traurigen Gehäuft des Menschenmordens übertrumpfen, oder aber, daß in einer großen Zahl von Fällen Heilung eintritt. Beide angenommenen Möglichkeiten treffen zu. Tuberkulöse Ansteckung ist zum Glück noch lange nicht gleichbedeutend mit tuberkulöser Lungenschwindsucht, und die anderen das Leben unmittelbar bedrohenden Formen der tuberkulösen Erkrankung, die tuberkulöse Hirnhautentzündung z. B. treten doch verhältnismäßig nur selten in die Erscheinung. Die ganz chronisch verlaufenden Fälle bilden vielleicht die Mehrzahl, jene Fälle, bei welchen unter dem Einfluß des im verborgenen wirkenden tuberkulösen Giftes wohl eine allgemeine Abminderung der Kraft, aber keine eigentliche Krankheit zur Ausprägung kommt. Noch wichtiger und tröstlicher ist aber die andere durch unbeweisbare Sektionsbefunde festgestellte Tatsache, daß tuberkulöse Erkrankungen aller Art — selbst solche vom Charakter einer bereits vorgeschrittenen Lungenschwindsucht — ganz von selbst durch Vernarbung zur Heilung gelangen können.

Die meisten von diesen selbstheilenden Erkrankungen werden im Leben gar nicht erkannt und nur der zufällige Sektionsbefund nachträglicher oder sogenannter lästiger Veränderungen in den Lungen, liefert bei manchem im hohen Alter Verstorbenen den Beweis, daß auch er in früheren Jahren ein Schwindsuchtskandidat gewesen ist.

Also: die Tuberkulose, auch die Lungentuberkulose und diese sogar noch im Stadium des Lungenzersfalls ist einer Heilung fähig — das ist die tröstliche Erkenntnis, der allerdings der bedeutliche Nachsatz angehängt werden muß, daß wir leider bis heute kein sicher wirkendes Mittel kennen, eine fortschreitende Tuberkulose in ihrem Fortschritte zu hemmen, eine zum vorläufigen Stillstand gelangte der vollkommenen Heilung zuzuführen. Die Tuberkulose kann heilen — aber sie heilt, wenn sie heilt — nur von selbst!

Diese traurige Einsicht in die Beschränkung unserer ärztlichen Kunst hat glücklicherweise die immer erneuten tatkräftigen Versuchungsversuche nicht nutzlos machen können, und ebensowenig hat die Kunde von der Selbstheilbarkeit teilnahmslosen Leichtsinns wachgerufen. Dazu ist die Zahl der Opfer, welche jene Seuche trotz aller Selbstheilungen fortdauernd fordert, viel zu gewaltig. Nicht mit dem Zehnten der Prieester und Fürsten begnügt sie sich, ein Siebenteil der Menschheit muß ihrem Gifte erliegen!

Und wenn wir auch das unschätzbare Heilkrant nicht kennen, so kennen wir doch wenigstens einen großen Teil jener Bedingungen, welche den Tuberkelbazillus in seinem Vernichtungswerke zu unterstützen vermögen. Unzureichende Ernährung, die den Körper schwächt, ungesunde und feuchte Wohnung, Mangel an Luft und Licht überhaupt, und vor allem die dauernde oder oft wiederholte Einatmung reizenden Staubes verschiedenster Herkunft, das alles sind Umstände, nicht nur geeignet, die natürlichen Verteidigungskräfte des Körpers lahm zu legen, sondern sogar direkte Hindernisse dem gefährlichen Feinde zu leisten.

Kräftigen wir den Körper, indem wir Nahrung, Luft und Licht in reicher Menge und in zweckentsprechender Art ihm zuführen, halten wir die bekannnten Schädlichkeiten fern, so unterstützen wir die selbstwirkende Natur in ihm und tun damit das Beste, was uns zurzeit im Kampfe gegen die Tuberkulose möglich ist.

Aus diesen Erwägungen heraus ist die Heilstättenbehandlung als

vorläufig reife Frucht emporgewachsen. Ferienkolonien, Waldschulen und alle jene Bestrebungen zur unentgeltlichen Beschaffung gesunder Säuglingsmilch für Bedürftige dienen ähnlichen Zwecken. Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten haben in häufigen Wiederholungen ihre Werke angewiesen, gerade allererste Anfangsstadien der Lungentuberkulose möglichst frühzeitig einer Heilstättenbehandlung zuzuführen, und in Befolgung dieser Erlasse ist manchem Kranken, dessen Körper in früheren Zeiten unter den härtesten Bedingungen den jahrelangen Kampf mit der Tuberkulose bis zum endlichen Erliegen hätte führen müssen, durch Befreiung von ausmügender Arbeit, Verlegung in heitere und gesunde Umgebung, Abnahme eines Teiles der Familienorgen, wenigstens die Gunst der äußeren Verhältnisse zu Hilfe gekommen.

Gewiß: Vieles ist getan, unendlich vielmehr ist aber noch übrig geblieben! Die kurze und selbst bei längster Ausdehnung doch immer nur vorübergehende Heilstättenbehandlung kann natürlich nur in den Ausnahmefällen, den allerersten Krankheitsbeginn mit kräftiger Konstitution (Körperbeschaffenheit) verbinden, zu wirklicher Heilung führen. Meist stellt sie nur eine Kampfespause für den Körper dar, deren wohlthätige Wirkung durch den erneuten Ansturm der alten Schädlichkeiten bald illusorisch gemacht wird. Trotz dieser Mängel, trotz der Notwendigkeit und auch Möglichkeit weiteren Fortschreitens auf der betretenen und auf neuen Bahnen, darf man das Geschehene nicht gering veranschlagen. Wenn die Lungenheilstätten auch nur wenigen volle Heilung vermitteln können, so erwirken sie doch vielen einen Ausschub des drohenden Endes und Angezählten durch hygienische Disziplinierung ihrer vorübergehenden Säugbefohlenen in bezug auf die Behandlung der gefährlichen Auswurfstoffe — eine Minderung der Ansteckungsgefahr!

Gerade in dieser Disziplinierung der Kranken zum Schutz der Gesunden liegt eine der wichtigsten Aufgaben aller Tuberkulosebekämpfung. Aber wie viele offene Lungentuberkulose (d. h. solche, bei denen der tuberkulöse Eiterherd in offener Verbindung mit Luftröhrenast steht), die täglich in Massen Ansteckungsmaterial in ihre Umgebung verbreiten, wandern unerkannt umher, abseits aller Behandlung, aller Belehrung. Die ärztliche Hilfe ist eben noch zu kostspielig, räumlich und damit auch zeitlich zu fern, und der Sinn besonders der ärmeren, d. h. zugleich der meist betroffenen Bevölkerung den Gefahren gegenüber nicht genügend gewahrt. Es gilt im Interesse der Allgemeinheit, nicht erst zu warten, bis der Kranke, „bei dem es nun nicht mehr gehen will“, die sorglose Indolenz überwindet, sondern soweit als möglich die Erkennungs- und Heilmittel ihm kostenlos entgegenzubringen, ihm anzubieten.

Sehr vielversprechend dürfen in dieser Beziehung die Fürsorgestellen genannt werden, welche — teils öffentlichen, teils privaten Mitteln entstammend — mehr oder minder nach dem Muster der französischen Dispensaires an einigen Stellen Preußens, zuletzt in Königsberg, ins Leben gerufen worden sind. Sie sollen keine Heilanstalten, sondern Stellen sein, in denen Kranke ihr verhängnisvolles Leiden physisch und bakteriologisch untersuchen lassen können, um sich dann anderweit — wenn nötig — ärztlich behandeln zu lassen; außerdem sollen sie — und darin beruht nicht der kleinste Teil ihrer Bedeutung — die Bedürftigen der öffentlichen Unterstützung durch Ausbündigung von Fleisch- und Milchmärkten, Geldbehältnissen usw. zugänglich machen, ihnen auch Belehrung und kostenfrei Desinfektionsmittel für Auswurf, Wäsche und Wohnung gewähren. Auf solchen und ähnlichen Wegen muß es vorwärts gehen, der Seuche zum Trotz, der Menschheit zum Heil! —

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

go. Das Kostümfest. Es war nun also endgültig beschlossen, man würde „mitmachen“. Nach dreitägigem Kurren und Brummen hatte „Bata“ endlich nachgegeben. Mutter und Töchter triumphierten und waren gleichzeitig wie elektrifiziert: 'n Maskenball, 'n richtigen Maskenball und noch dazu so einer fürchtbar feinen! Mutter blähte sich ganz gewaltig, als sie es beim Schlächter erzählte.

Feine Masken würden sie nehmen, eigens gemachte natürlich, nicht etwa bloß solche vom Maskenverleihschäft. Ach wie!

Es blieb nur noch die Frage, was für Masken. Man erörterte sie mit all' dem Eufst, der ihrer Wichtigkeit zulam, und zwar von früh bis spät, beim Mittagessen wie beim Abendbrot, beim Frühstück wie bei der Vesper. Der meisten Vexier dabei machte „Bata“, Bata wollte absolut nur im Grad gehen.

„Is ja Unjinn!“ Mutter wurde mürend: „Grad als hätteste kein Geld. Dir 'n Rod zu loosen. In 'n Grad kommt jeder verhungerte Schneider. Als Ritter wirste jehn oder als Graf mit 'ne Samtpelerine und 'n Federhut, damit De wat vorstellst.“

„Ach, id wasch mir reene hinter de Ohren, denn kennt mir kein Mensch.“

„Anjuss, Du red'st wie 'n Böbel,“ sagte die Mutter entrüstet, „als ständ'ste noch in Dein'n Schlächterladen und verlostest 'n Zippel Zwiebelwurst für 'n Froschen. Vergiß nich, det d' Mentier bist und 'n Haus hast; sowat paßt sich nich vor seine Leute.“

Bata „grunzte“ nur und vertiefte sich noch emsiger in seine Zeitung.

„Und überhaupt,“ meinte Mutter verächtlich — „wat jehst 'n uns Dein Kostüm an? Du kamst ja als Mönch jehn, det is blos

'n brauner Rod. Die Hauptsache sind de Mägens, und weien die kommt heute abend de Schneiderin, die wird schon wat wissen, se arbeit ja für seine Leute.“

Die Schneiderin wußte denn auch in der Tat etwas; sie sah sich Toni und Trude mit kritischen Blicken an und riet auf ein dralles Bauernmädel — das Kostüm wär für dicke, frischfarbige Toni wie gemacht. Na, und die kleine zierliche Trude zog man vielleicht als Kammermädchen an.

Die Mutter war entrüstet. „Als Dienstmädchen? Fräulein, Sie sind wohl? Ich habe Ihnen gesagt, 's sollen keine Masken sind, wir jehn auf 'n feinen Maskenball.“

„Man kann ja die Anzüge sehr fein herstellen und sie würden für die jungen Damen gerade passen.“ Die Schneiderin lächelte etwas dabei, die „jungen Damen“ rümpften die Nase. „Kammermädchen?“ sagte Trude empört. „Ne Fräulein, einem so was zu munten und denn noch zu sagen, das paßt für mir! Ich will als was Bornehmes gehen, machen Se mir 'ne Prinzessin oder so was.“

„Se können ihr ja 'ne Königin der Nacht machen“, sagte die Mutter, „det sieht nach was aus.“

„Und ich will als Rige gehen“, grüllte Toni, „mit grüne Seide und Lilien in's Haar.“

„Aber dazu sind ja Fräulein viel zu dick. Und das andere Fräulein als Königin der Nacht? Unmöglich, das ist ein Kostüm für große Damen.“ Die Schneiderin geriet förmlich außer sich.

„Na Jott, als ob es darauf ankommt! Denn macht se sich hohe Hacken unter und de Toni knallt sich in.“

„Aber grüne Seide würde Fräulein Toni gar nicht stehen, Fräulein Toni hat ja viel zu rosige Farben, denn wollen wir doch für Fräulein Trudchen eine Elfe nehmen und...“

„Was is 'n det?“ fragte die Mutter misstrauisch. „Is det was Jediegnat?“

„Na, wir können es sehr gebiegen machen: himmelblaue Seide, ein paar Goldflügel, jehen Sie mal hier, so...“

Die Schneiderin legte ein Rodenblatt vor. Trude zog die Stirne franz, aber Toni fiel sofort darüber her. „Das wer' ich nehmen, Fräulein, als Blumenelf, ja, det können Se mir machen.“

„Aber, Fräulein mein Toni, das ist ja ganz unmöglich!“ Die Schneiderin schlug die Hände zusammen. „Das Effentostüm ist für ein zierliches Figürchen. Nehmen Sie lieber hier die Aschingermamfell. Die paßt für Sie.“

„Wat woll'n Se damit sagen, Fräulein? An wer'n Se aber nich grob! Als ob meine Döchter nicht zierlich wär'n!“ Die Mutter stemmte die Hände in die Seiten. „Und Aschingermamfell! Det können Se für Dienstmägens machen, aber nich für unserninen. Jezt machen Se mir mal hier det Kostüm von die venetianische Eeldame, und denn kriegt de Toni ihre Elfe und Trude ihre Königin der Nacht. Se können gleich aufschreiben, was Se brauchen, und in drei Wochen muß alles alles fertig sein!“

„In drei Wochen?“ Die Schneiderin sah auf.

„Jawoll, Dienstag in drei Wochen, da is 's Fest im Haus- und Grundbesitzerverein.“

Die Mutter sagte das letzte sehr gewichtig; es schien auch auf das Fräulein einen Eindruck zu machen, sie legte ihr Notizbuch beiseite und sagte: „Ach, dahin gehen Sie!“

„Jawoll dahin! Wat haben Se zu finden?“

Die Schneiderin lächelte: „Nun, da brauchen Sie doch überhaupt keine Masken. Der Verein gibt doch bloß ein Kostümfest: Strandleben in Heringsdorf.“

„Nu ja, aber 's is doch 'n Kostümfest, man soll sich doch nach anziehen, steht auf die Einladung.“ Die Mutter machte ein etwas verdugtes Gesicht.

„Aber doch nicht als Elfe und Königin der Nacht!“ Die Schneiderin unterdrückte ein Lachen. „Und als Venetianerin nun schon ganz und gar nicht. Da ziehen Sie sich einfach helle Sommerkleider an, und dann Strandschuh und Hut und Sonnenschirm und...“

„Und sonst noch wat?“ Die Mutter sprang auf: „Fräulein, Sie haben wohl wirklich 'n Vogel?“

„Mit 'n Sommerkleid auf 'n Kostümfest,“ schrie Trude, „einem so was zu sagen!“

„Und mich wie 'n Bauernmädchen anzuziehen!“ Toni wurde noch röter als sie schon war.

„Ne, Fräulein, jezt machen Se aber, det Se rauskommen.“ Die Mutter wies energisch nach der Tür und wandte sich dann wieder den Töchtern zu: „Was sagt Ihr'n nun? Und so was nennt sich Modistin und sagt, es schneidet für seine Leute!“ —

Volkshunde.

— Beiträge zur Siedelungskunde des Ostpreuzens veröffentlicht Heinrich Wästenhagen als Hallenser Promotionsarbeit 1905. Er nimmt verschiedene Perioden dafür an. Die erste umfaßt den Zeitraum von 10 bis 775; nur 15 von heute noch bestehende Ortshäfen vermochte er ihr zuzuweisen. Die zeitlich umfangreichste und wichtigste Periode reicht von 775 bis 1250, die zugleich mit der Einführung des Christentums einsetzt. Die für diese Periode bezeichnenden Endungen hängen sämtlich mit der Rodung des Waldes zusammen, es sind hauptsächlich -rode, -hagen, -jelde, -schwende. 53 noch heute bestehende Orte, 92 sichere Wüstungen und 41 zweifelhafte Wüstungen sind hier zu zählen. Merkwürdig ist dabei der Umstand, daß die Ortshäfen auf -rode durchwegs kein geblieben sind, kaum daß Gernrode und Bernaerode

eine Ausnahme bilden. Das Eingehen der Ortschaften läßt eine weitere Etappe von 1250 bis 1550 entstehen. Dabei waren es nicht immer die kleinsten Orte, welche allmählich zurückgingen und wüßt wurden. Der Zufall muß dabei eine starke Rolle gespielt haben. Vielfach läßt sich freilich eine Parallelität zwischen dem Eingehen der Ortschaften und dem Sinken des Bodenertrages feststellen; 121 Wüstungen will Verfasser für diese Zeit herausrechnen; prozentuell betragen heute die eingegangenen Orte 53,5 Proz. aller Orte, die jemals bestanden haben. Doch ist dabei zu berücksichtigen, daß die Zählung von Wüstungen immer nur unbestimmte Ergebnisse liefern kann. Eine dritte Periode läuft von 1550 bis 1618. Während anderwärts diese Zeit nur negativ in der Besiedelungsgeschichte hervortritt, haben wir im Harze einen Fortgang neben dem Rückgang. Diese Ortsgründungen betreffen aber nur den westlichen Teil des Gebirgszimmers, die in dem östlichen Teile entstehenden Orte haben mit dem aufblühenden Bergbau nichts zu tun. — Die vierte und Schlussperiode rechnet bis zur Jetztzeit. Bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann die Entwicklung der Eisenindustrie ins Stoden zu geraten, während ihr der dreißigjährige Krieg nahezu den Todesstoß versetzte, zumal sich vielfach eine Erschöpfung der Gruben zeigte. Die Bergleute wenden sich in der Folge vielfach der Hausindustrie zu. Als Faktor für alle Ortsgründungen dieses Abschnittes ist das Eingreifen der Fürstengewalt sehr kennzeichnend. Im ganzen wurden in dieser Periode 15 Orte gegründet, davon entfallen 5 Neugründungen auf alte Wüstungen. Als Moment von der größten Bedeutung war für den Harz die damalige politische Zerrissenheit. Die Teilungen wirkten vielfach ortsgründend. Will man von der historischen Besiedelung des Harzes sprechen, so hat man Ackerbau, Burg- wie Bergbauansiedelungen genau auseinanderzubalten; ihre jeweilige Gründung ist eben durch gänzlich verschiedene Faktoren bedingt. —

(„Globus.“)

Medizinisches.

hr. Die Klavierspielerkrankheit. Wenn bestimmte Muskelgruppen bei der einen oder anderen Berufsarbeit zu stark in Anspruch genommen werden, so ermüden diese naturgemäß. Schließlich verlagen sie vollständig, und es entstehen unter Mitwirkung der Nerven gewisse, bestimmte charakteristische Erkrankungen, von welchen der Schreibkrampf die bekannteste ist. Auch der Klavierspielerkrampf gehört in diese Kategorie. Von diesem Krampf, der vorwiegend bei Erwachsenen wahrgenommen wird, hat man die Klavierspielerkrankheit zu trennen, die bei jugendlichen Personen und Kindern wahrgenommen wird. Dieses sogenannte „Leber spielen der Hände“, welches sehr häufig vorkommt, ist auf das Mißverhältnis zwischen den Händen des Spielenden und seinem Instrument zurückzuführen infolge des Mangels der Anpassung der Hände des Klavierspielers an sein Instrument. Letztere stellt sich nämlich bei Geigern viel früher ein als bei Klavierspielern, da bei ersteren der Zeige- und Mittelfinger der linken Hand sich um 1 bis 2 Zentimeter verlängert. Derartige Klavierspielerkrankheiten bedingen naturgemäß ein Aussetzen des Spieles, sie verlangen ärztliche Behandlung durch Massage, Elektrizität und Heilgymnastik. Professor Jabludowski, der Leiter der Universitäts-Massageanstalt in Berlin, wurde nun infolge der häufigen Krankheitsfälle, die er in Behandlung bekam, veranlaßt, ein Klavier zu konstruieren, dessen Gebrauch die Krankheit verhindern soll. Im „Verein für innere Medizin“ in Berlin demonstrierte er ein Jugendklavier, das nach seiner Angabe konstruiert ist, das sich nur durch eine etwas kleinere Klaviatur von den üblichen unterscheidet. Für diesen Zweck reicht eine Herabsetzung der ganzen Oktave mit Zwischenräumen von 19 Zentimeter der üblichen Klaviatur auf ungefähr 17 Zentimeter aus. Mit einem und demselben Klavier brauchen demnach nur die Klaviaturen gewechselt zu werden, die Anschaffung zweier Klaviere, eines für Erwachsene und eines für Kinder, ist daher überflüssig. Der Wechsel der beiden Klaviaturen läßt sich mit Leichtigkeit vollziehen, da in einem Rahmen zwei Klaviaturen sind und durch die Umdrehung des Klavierrahmens die übliche Klaviatur oder die verkleinerte in die Spielfläche tritt. Da die starke Spreizung der Finger wegfällt, so können die Kinder viel früher mit dem Klavierüben beginnen. —

Astronomisches.

en. Wie die Entfernungen im Weltraum bestimmt werden, hat der Astronom der Universität Cambridge, Professor Turner, in einem vorläufigen Vortrag auseinandergesetzt. Ganz besondere Gelegenheiten bieten dazu die Venusdurchgänge, d. h. das gelegentliche Hinwegschreiten des Planeten Venus über die Sonnenscheibe, wie es im Jahr 1874 und 1882 mit größter Sorgfalt beobachtet worden ist. Außer diesem bekannten und besonders wichtigen Mittel gibt es aber noch zahlreiche andere. Sie beruhen sämtlich auf Messungen, die von ein und demselben Himmelskörper an verschiedenen, aber bestimmt ausgewählten Punkten der Erde vorgenommen werden. Wenn zwei Photographien eines Gegenstandes mit zwei photographischen Apparaten aufgenommen werden, die in einem gewissen Abstand voneinander aufgestellt sind, so fallen die Bilder nicht gleich aus, sondern zeigen eine gewisse Verschiedenheit, aus der sich die Entfernung des Gegenstandes von den beiden photographischen Platten bestimmen läßt. In dieser Weise mißt der Astronom die sogenannte Parallaxe, die ihm die Grundlage zur Feststellung des Abstandes der Himmels-

körper von der Erde gibt. Dies Verfahren läßt sich um so leichter anwenden, je näher der fragliche Körper sich der Erde gegenüber befindet, also am besten bei Meteoriten. Professor Barnard hat auf diese Weise die Höhe eines Meteors auf etwa 300 Kilometer über der Erdoberfläche mit Hilfe von zwei photographischen Apparaten bestimmen können, die nur 120 Meter Abstand von einander hatten. Will man aber auf denselben Wege die Entfernung weit entlegener Himmelskörper wie der Planeten feststellen, so muß man die photographischen Apparate weiter auseinanderbringen, damit eine genügende Verschiedenheit in den beiden Aufnahmen entsteht. Für die Beobachtung eines Planeten wird durchschnittlich ein Abstand der photographischen Kammer von 200 Kilometern notwendig sein. Man kann aber auch von einer Stelle aus zu verschiedenen Zeiten photographieren, da die Bewegung der Erde um die Sonne mit einer Geschwindigkeit von über 30 Kilometern in der Sekunde schon in wenigen Sekunden die notwendige Verschiedenheit hervorbringt. Es ist aber besser, zu dem gleichen Zweck die Bewegung der Erde um ihre eigene Achse zu benutzen und dann photographische Aufnahmen desselben Planeten in einem zeitlichen Abstand von 12 Stunden vorzunehmen, was keine Schwierigkeiten macht, da in einem starken Fernrohr die Planeten auch bei Tageslicht sichtbar sind. Die Verschiedenheit der beiden Aufnahmen fällt dann derartig aus, als ob sie von Stellen aus aufgenommen wären, die etwa 13 000 Kilometer von einander lägen. Ein neues Mittel zur genaueren Bestimmung der Entfernungen der Himmelskörper hat der vor einigen Jahren entdeckte kleine Planet Eros geliefert, weil er in seiner Bahn zeitweilig sich der Erde bis auf eine verhältnismäßig sehr geringe Entfernung nähert. Nach den bisher vorgenommenen Messungen hat sich die Entfernung der Sonne von der Erde auf ziemlich genau 150 Millionen Kilometer herausgestellt. Später werden diese Untersuchungen jedoch noch viel genauer vorgenommen werden können, weil unglücklicherweise die günstigste Stellung des Eros gerade vor seiner Entdeckung vorüber war und erst in etwa 30 Jahren wiederkehren wird. Die Entfernung der Fixsterne ist wegen ihrer ungeheuren Größe sehr schwierig zu ermitteln, und es sind erst etwa 60 Jahre vergangen, seit die erste Messung dieser Art als eine neue Errungenschaft der Himmelskunde, die ungeheures Aufsehen erregte, dem deutschen Astronomen Bessel gelang. —

Humoristisches.

— Ein Veruf. „Was sind Sie jetzt eigentlich, Baron?“ „Schwiegersohn!“ —
— Ein Schlag. „Brennt mir dieser Schuft mit der Kasse durch, und ich hätt' mir schon so 'n nettes Konkurschen zurecht gerichtet g'habt!“ — („Simpl.“)

Notizen.

— Einfach schön! In einem Gedicht Elise Lasker-Schülers heißt es:
„Und mein braunes Auge blüht
Halb erschlossen vor meinem Fenster
Und ziert.“ —
— Freitag, den 2. Februar, geht im Deutschen Theater Hofmannthals „Oedipus und die Sphinx“ zum erstenmal in Szene. —
— Hirschfelds Schauspiel „Nebeneinander“ brachte es im Lustspieltheater zu Wien zu keinem vollen Erfolg. —
— Erfolg hatten bei der Erstaufführung: Hauptmanns „Verunkelte Glode“ im königlichen Theater zu Athen, „Alt-Heidelberg“ von Meyer-Förster im Theater Antoine zu Paris. —
— Die Hohentwiel-Volksfestspiele sollen am Pfingstsonntag beginnen. —
— Musik-Fachausstellung. An der vom Zentralverband Deutscher Tonkünstler und Tonkünstler-Vereine vom 5. bis 20. Mai in der Philharmonie in Berlin zu veranstaltenden Musik-Fachausstellung wird sich auch die königl. Bibliothek beteiligen. Sie wird eine große Auswahl von Autographen und Manuskripten unserer alten Meister, und wertvolle, seltene Notenbrüche aus dem 15. und 16. Jahrhundert ausstellen. —
— Littels Oper „Cesare Borgia“ erlebt am 6. Februar ihre Uraufführung im Stadt-Theater zu Halle. —
— Der Meunier-Ausstellung ist noch eine Anzahl überlebensgroßer Plastiken aus Privatbesitz, darunter die Gruppe „Fécondité“, eingereicht worden. —
— Der Münchener Maler Leo Putz, der beim Herkomer Rennen von einem Automobil überfahren wurde, soll infolge dieses Unglücksfalles irrsinnig geworden sein. —
t. Die Waldgrenze in den österröichischen Alpen ist durch sorgfältige Untersuchungen von Prof. Marek neu bestimmt worden. Nach einem vorläufigen Bericht an die Wiener Geographische Gesellschaft ist das wesentliche Ergebnis dieser Forschungen, daß die Waldgrenze in den österröichischen Alpen fortgesetzt von Westen nach Osten sinkt und zwar in zunehmendem Maße und bis zu einem Unterschied von 556 Metern auf etwa 5 Längengrade. Durchschnittlich findet sich die Waldgrenze 750 Meter tiefer als die Linie des ewigen Schnees. —